Der große Aufschwung

Als Hildesheimer miterlebt und mitgestaltet

Von Hans-Georg Meyer

Ja, ich sehe mich als einen Industriellen. Weil ich finde, dass man als klassischer Vertreter der Arbeitnehmerschaft nicht allein unsere Interessen im Blick haben sollte, sondern auch die der Industrie. Zwar weiß auch ich, dass Kapital und Arbeit verschieden sind. Für mich aber gehören sie zusammen wie zwei Seiten einer Medaille. Am besten drückt das in meinen Augen Artikel 14 Grundgesetz aus: „Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll dem Wohle der Allgemeinheit dienen."

Seit meiner Lehre denke ich so. Deswegen bezeichne ich mich in diesem Buch als Industriellen. Zwar fühle ich mich durch und durch als Gewerkschafter der IG Metall, der für „seine" Leute da war. Aber zugleich bin ich deswegen auf dem anderen Auge nicht blind. Denn ein Leben lang habe ich in der Industrie gearbeitet. 1945 lag sie am Boden. Fast überall in Deutschland war sie zerbombt, stillgelegt, zurückgebaut. Manchmal bedaure ich, dass sich dieses damalige Desaster zu Beginn der Nachkriegszeit heute niemand mehr so recht vorstellen kann.

An diesem Anfang gab es nichts, keine Normalität, kein Wasser, keinen Strom. Tausende hatte keine Wohnung, kein Bett, kein zu Hause. Es gab keine Arbeit, kein Einkommen, für viele nichts oder nur wenig zu essen. Wenn ich mir das heute durch den Kopf gehen lasse, dann hoffe ich, der spätere große Aufschwung würde weniger als Wunder verstanden, sondern als Ergebnis unseres Handelns, der harten und verantwortlichen Arbeit vieler. Denn heute steht die deutsche Wirtschaft hierzulande und weltweit gut da, auch deswegen, weil es starke Unternehmer und starke Gewerkschaften gab und gibt. Und dass sich beide Seiten beinahe täglich darum bemühen, den jeweils besten Weg zu finden, um genügend gute und gut bezahlte Arbeit zu haben in gesunden, konkurrenzfähigen Betrieben mit starken Produkten.

Dieses Spannungsverhältnis kennzeichnet die Wirtschaftsgeschichte dieser Region und auch meinen eigenen beruflichen Lebensweg. Davon handelt dieses Buch. Dass die Zeitspanne von 80 Jahren auch in die Zukunft greift, also bis ins Jahr 2025, ist Absicht, kein Rechenfehler. Denn 2025 – 80 Jahre nach dem großen Zusammenbruch – könnte Hildesheim samt Umgebung Kulturhauptstadt Europas sein. Ob ich da noch lebe mit dann 82 Jahren, weiß ich natürlich nicht. Schön wäre es schon.
Denn sollte ich wirklich 82 Jahre alt werden, hätte ich seit 1945 nicht nur 80 Jahre Wirtschafts-Geschichte miterlebt und einiges davon sogar selber mitgestaltet. Ich könnte 2025 auch teilhaben an der Freude und Begeisterung, wenn „wir" den Titel Europas Kulturhauptstadt tragen, acht Jahrzehnte, nachdem meine Großeltern zum Ende dieses unsäglichen Krieges aus Ostpreußen fliehen mussten.

Für mich würde sich das gut anfühlen. Nicht unbedingt wie eine Krönung, aber immerhin doch wie ein überaus freundliches Fazit des Schicksals, meines Lebens. Dass es sich immer lohnt, so könnte die Bilanz heißen, etwas für sich und für die Gemeinschaft zu tun. Dass wir, dass die Menschen dieser Region damals nicht ausgemergelt und ideenlos einfach auf den Trümmern des Jahres 1945 sitzengeblieben sind, sondern mit angepackt haben, auch in der Verantwortung vor ihrer eigenen und der Zukunft ihrer Kinder.

Bewusst daher trägt dieses Buch über die Industriegeschichte dieser Region die große Zeitspanne „45–25" als Titel. Aber wie war das mit dem „Großen Aufschwung" nun genau? Wie können 80 Jahre voller Neuanfänge, Umbrüche, großer Chancen und tiefer Veränderungen in einem Buch wie diesem beispielhaft versammelt werden?

Ich mache einfach mit meinem Leben den Anfang. Denn in Teilen ist dieser Aufschwung in Westdeutschland auch mit meinem eigenen Werdegang hier in der Region Hildesheim verbunden. Gestartet war ich – gerade 14jährig – als kleiner Former-Lehrling in einer der großen Industriefirmen Hildesheims. Doch bald schon fand ich mich als Vorsitzender des Betriebsrats wieder und wurde bald darauf auch noch Erster Bevollmächtigter der Gewerkschaft IG Metall. Diesen Werdegang habe ich vielen und vielem zu verdanken. Aber immer habe ich ihn auch als meine persönliche Chance und Verpflichtung verstanden, an der Entwicklung der Industriegeschichte dieser Region selbst aktiv mitzuwirken. Als Industrieller, wie gesagt. Das erfüllt mich noch heute mit großer Dankbarkeit. Dieses Gefühl war zugleich eine der Triebfedern für dieses Buch.

Todkrank am Anfang des Lebens

Als ich Anfang 2019 meinen 76. Geburtstag feierte, musste ich wieder einmal an meinen Start ins Leben denken. Denn nichts war mir in die sprichwörtliche Wiege gelegt worden. Allerdings mit einer wichtigen Ausnahme: Offenbar war ich reichlich mit einem unbedingten Sinn für Gerechtigkeit und Teilhabe ausgestattet worden. Darauf komme ich gleich zurück.

Mein Vater war im Krieg geblieben, noch heute gilt er als verschollen. Als Bauernsohn war er 1939 zur Marine eingezogen worden und konnte in den ersten Kriegsjahren gelegentlich nach Hause kommen. Wann, wie oder wo er zu Tode kam, ist unbekannt. Ich habe ihn nie kennenlernen können. Meine Mutter war 18, als ich am 20. Januar 1943 geboren wurde. Das war in Friedrichwalde im Kreis Gerdauen, rund 100 Kilometer südöstlich von Königsberg. Zum Glück nahmen mich ihre Eltern, die noch zwei weitere Kinder hatten, als Baby auf. Im tiefen Winter des Jahres 1945 – ich war gerade zwei Jahre alt geworden – begannen die Russen, meine Heimat Ostpreußen nicht nur zu besetzen, sondern auch alle Deutschen zu vertreiben. Uns auch. Ich war da schon schwer erkrankt. Trotzdem nahmen mich meine Großeltern auf ihrer Flucht mit. Keine guten Zeiten für Kleinkinder. Die Idee, mich mitten auf der Flucht in ein vielleicht rettendes Krankenhaus zu bringen, lehnte meine Oma ab. Später wurde erzählt, sie habe damals gesagt, der Junge kommt mir nicht ins Krankenhaus, sterben kann er auch bei mir. Viel mehr erfuhr ich nicht. Nicht über Ostpreußen, den Krieg oder unsere Flucht. Was da hätte erzählt werden können, wäre sicher auch nichts Gutes gewesen. Also schwieg man. Wie bei anderen Themen auch.

Bei der Flucht hatte uns übrigens ein Weißrusse geholfen. Mit seinem Pferdewagen hatte er uns bis zur polnischen Grenze gebracht. Ohne seine Hilfe, da waren sich meine Großeltern ganz sicher, hätten wir alle das nicht überlebt. Aber auch darüber wurde nicht gesprochen.

Immer weiter ging die Flucht nach Westen. Schließlich wurden meine Großeltern mit deren Kindern und mir auf einem Bauernhof in Ingeln bei Laatzen einquartiert. Unsere „Wohnung“ für uns sieben bestand aus zwei Räumen, einer war die Küche direkt neben dem Pferdestall. Unser Schlafzimmer befand sich über dem Stall, was im Winter wegen der wärmenden Pferde unter uns gar nicht so schlecht war.

Mein Opa arbeitete beim Bauern, auch die Kinder mussten alle ran, später auch ich. Das Verziehen von Rüben zum Beispiel stand im Frühjahr auf der Pflichtenliste. Wie viele Morgen Rüben mögen das wohl gewesen sein, die wir auf den Feldern haben hacken müssen? Klar war nur, dass wir Flüchtlinge damals nicht mit offenen Armen empfangen worden waren.

Mit 14 zu Kloth als Former-Lehrling

Zur Schule kam ich in Ingeln. Es gab dort zwei Klassen, eine von 1 bis 4, die andere von 5 bis 8. Meine Lehre begann ich mit 14, da wohnte ich noch immer bei meinen Großeltern. Ich musste eigenes Geld verdienen. Ich erinnere das noch genau: Als ich zehn war, hatten alle Jungs in meiner Umgebung schon ein eigenes Fahrrad. Ich nicht. Bauer wollte ich nicht werden. Zwar hatte ich keine Angst vor diesem entbehrungsreichen Leben und

dieser Armut. Aber Ackerbau und Viehzucht lagen mir halt nicht. Und einen anderen Beruf kannte ich eben auch nicht. Also ging ich zum Arbeitsamt. Dort wurde mir gesagt, Kloth mit damals noch über 1.000 Beschäftigten suche Former-Lehrlinge.

Am 1. April 1957 fing ich dort an und wurde gleich Gewerkschaftsmitglied. Damals noch gehörte beides zusammen, Arbeiter werden und Gewerkschafter.

Mein erster Eindruck in der Eisengießerei war erschreckend. In den Hallen war es dunkel. Glühendes Eisen spritzte in der Gegend herum, beißender Rauch brannte beim Atmen. Aber zum Glück blieb ich dort nur ein viertel Jahr. Jedes Jahr stellte Kloth 30 bis 40 neue Auszubildende ein. Anfangs habe ich kleine Formen gebaut. Später, direkt nach meiner Bundeswehrzweit, bin ich in den Großguss gekommen.

Dort gefiel mir gut, dass Former als Akkord-Arbeiter eingestuft waren. Unser Geld bekamen wir nach Stückzahlen. Ein fertiger Zylinderkopf etwa brachte 700 Minuten. Pro Tag schrieben wir uns im Akkord bis zu 170 Prozent auf. Wer Fehler machte, bekam die Minuten wieder abgezogen. Das war hart und führte oft zu Ungerechtigkeiten. Denn häufig wurden die Arbeiter beschuldigt, wenn Fehler passierten.

Ging es ungerecht zu, machte ich meinen Mund auf. Ich sprach solche Probleme an, nicht nur bei den Meistern, auch bei den Verantwortlichen. So wurde ich schnell zum Wortführer, weil ich sagte, wenn irgendetwas schief lief. Weil wir in Kolonnen von vier bis fünf Männern gearbeitet haben, wusste jeder, dass wir unsere Leistungen und Forderungen nur dann gut erbringen konnten, wenn wir uns einig waren. Das half, besonders auch bei der Arbeitssicherheit.

Ein Beispiel: Eine große Gussform war uns kaputt gegangen, weil eine schwere Kette gerissen und einige ihrer Glieder in die Form gefallen waren. Aber wir fühlten uns dafür nicht verantwortlich. Denn zur Herstellung großer und damit teurer Formen waren Kräne nötig. Ich hatte jedoch festgestellt, dass die Ketten eines dieser Kräne schon sehr abgenutzt waren, aber aus Kostengründen nicht ersetzt werden durften. Wir fanden das falsch und obendrein aus unserer Sicht auch noch gefährlich.

Also ließ mir das keine Ruhe. Ich ging zum Abteilungsleiter und bat ihn nachdrücklich, die Ketten am Kran zu erneuern. Zugleich sagte ich ihm klar, bis das erledigt ist, machen wir eine Pause. Er schnauzte mich an, hatte es aber begriffen. Am nächsten Tag waren die Ketten erneuert. Ungerechtigkeit konnte ich nur schwer aushalten. Zehn Kollegen sind derselben Meinung, aber keiner sagt etwas. Ich war da anders. Gern und schnell habe ich Verantwortung übernommen.

Prägender Zusammenhalt

Dieser Zusammenhalt in der Gießerei hat mich geprägt. Es war eine harte Schule. Aber wir haben nicht nur aus Sicht der Gewerkschaft gedacht, sondern auch wirtschaftlich. Denn die Produkte, die wir herstellten, mussten ja verkauft werden. Nie gehörte ich zu denen, die für echte und erkennbare Nöte auf der Seite der Arbeitgeber kein Ohr hatten.

Im Gießereiwesen war „unsere“ Firma KSM führend in Deutschland, auch weil die Ausbildung der Leute gut war. Außerdem wussten wir, unsere ganze Solidarität untereinander würde wenig helfen, wenn die Produkte schwer oder gar nicht mehr auf dem Markt verkauft werden können.

In meiner Zeit bei der Bundeswehr setzte sich dieses positive Gefühl fort für die Kraft, die aus Gemeinschaften erwachsen kann. Vom Sommer 1963 bis Ende 1964 leistete ich meine Wehrpflicht ab. In diesen 18 Monaten mit der Grundausbildung in Hildesheim und der Stationierung im münsterländischen Rhene lernte ich als Kraftfahrer nicht nur Deutschland kennen, sondern auch dort Kollegialität und Zusammenhalt zwischen den Soldaten. Diese Zeit, in der ich nie mit einer Waffe zu tun hatte, überstand ich nur deswegen so gut, weil ich in dieser Gemeinschaft leben konnte. Mir ging es um das gemeinschaftliche Dienen bei der

Bundeswehr. Deswegen war ich auch gegen die Abschaffung der Wehrpflicht. Ich halte auch heute noch wenig davon, wenn wir eine Truppe haben, die kein gutes Ansehen hat, ihre Aufgaben nicht gut genug erfüllen kann, auch weil sie in Politik und Gesellschaft nicht den richtigen Stellenwert beigemessen bekommt.

Offenbar kam meine Einstellung pro Gemeinschaft bei vielen Kollegen gut an, nicht nur bei der Bundeswehr, sondern danach auch wieder in der Wirtschaft. Denn schon mit 23 Jahren habe ich 1966 als Vertrauensmann mit der Gewerkschaftsarbeit begonnen. Zwei Jahre später kam ich in den Betriebsrat, 1971 mit dann erst 28 Jahren wurde ich zum Vorsitzenden des Betriebsrats gewählt.

Als Eduard (Ete) Seitz, Gewerkschafter und viele Jahre Chef der SPD-Fraktion im Stadtrat Hildesheim, zur IG Metall ging und dort zum 1. Bevollmächtigten aufgestiegen war, sagte er mir, ich werde eines Tages sein Nachfolger. Ich entgegnete, nein, so ginge das nicht, nicht so schnell und auch nicht allein nur deswegen, weil er das will. Das sei ja nicht demokratisch, sagte ich ihm damals. Aber es half nichts.

Dieser spezielle Tag im Plan von Ete Seitz wurde 1971 Wirklichkeit: Der Betriebsrat von Kloth-Senking wählte mich zum Vorsitzenden. Bis dahin hatte ich ein Büro noch nie von innen gesehen, denn für gewöhnlich war ich ja den ganzen Tag über im Betrieb unterwegs. Bei KSM gehörte die Berufsgruppe der Former in den 60er bis 80er Jahren nicht nur zu den häufigsten von rund 20 Berufen, sondern auch zu den wichtigsten. Also konnten Former wie Ete Seitz und später ich gut an der Spitze des Betriebsrats stehen. Mit meiner Wahl begann für mich ein so schwieriger wie interessanter neuer Lebensabschnitt.

In den 70er Jahren kannte ich mehr oder weniger praktisch sehr viele der 1.200 Beschäftigten, wusste daher auch über viele der Beschwernisse der Kollegen Bescheid. Beispiel Krankenstand, der in der Firma aufmerksam verfolgt wurde. Überstieg der Krankenstand die sieben Prozent-Marke, gingen die Warnlampen an, ich wurde informiert.

Dann suchte ich persönlich die Leute mit den vielen Krankmeldungen auf. Allein und mit der Personalleitung führten wir intensive Gespräche. Unser Prinzip war, Probleme zuerst in persönlichen Runden anzusprechen. Sollte das nichts gebracht haben, verteilten wir manchmal auch gelbe Karten. So hat es in der Personalabteilung praktisch nie Entscheidungen gegeben, die nicht mit dem Betriebsrat abgesprochen war. So hatten wie insgesamt Glück, denn am Ende kamen wir über viele Jahre fast ohne Arbeitsgerichte aus.

Eine unbeabsichtigte, aber dennoch eingetretene Nebenfolge war, dass ich als ehrenamtlicher Richter oder besser gesagt als Beisitzer beim Hildesheimer Arbeitsgericht tätig wurde, über 30 Jahre lang, später auch noch beim Landesarbeitsgericht. Vertrauen gegen Vertrauen, das war unsere Devise.

Alkoholverbot erkämpft

Bei Kloth gab es zu Anfang meiner Zeit kein Alkoholverbot. Wir vom Betriebsrat wollten das ändern. Das aber war kein leichtes Unterfangen. Denn bevor ich dieses Verbot mit anderen zusammen eingeführt habe, wurden im Betrieb täglich rund 1.200 halbe Liter Bier in Flaschen verkauft. Nicht wenige tranken drei halbe Liter oder mehr während so eines Arbeitstages. Eine der gängigen „Begründungen“ war, es sei ja auch wegen die Hitze bei der Arbeit mit dem flüssigen Metall, mit dem sie dauernd zu tun hatten. Aber es gab Arbeitsunfälle, Sachschäden.

Es hat Jahre gedauert, bis ich mit meinen Kollegen im Betriebsrat mich getraut habe, dieses heiße Thema anzupacken. Ein vergleichsweise leichter, aber Alkohol bedingter Unfall half beim Einstieg, ein Alkoholverbot anzustrengen. Anfangs stieß das bei der Belegschaft auf zum Teil scharfen Widerstand. Deswegen mussten wir umsichtig und konsequent zugleich vorgehen. So ein Verbot setzt niemand durch, wenn die Betroffenen das im Alltag umgehen, nicht einhalten oder sogar offen ablehnen.

Unser Ziel war es, den Arbeitern im Gegenzug auch etwas anzubieten und abzuverlangen. Also wurde das Alkoholverbot im Rahmen einer Be-

triebsvereinbarung durchgesetzt. Das habe ich mit meinen Leuten sehr lange ausverhandelt, so lange, bis das Ergebnis feststand. Wenn die Mitarbeiter ein solches Verbot am Ende nicht wirklich wollen, bliebe es wirkungslos, man hält es nicht durch und verliert zugleich in der Belegschaft an Rückhalt. Dem Betrieb stellten wir im Gegenzug Forderungen. Wir haben eine Vereinbarung geschlossen und 450.000 DM herausgeholt. Überall, so unsere Forderung, sollte aus Automaten kostenlos Tee und andere alkoholfreie Getränke getrunken werden können. Außerdem führten wir Handschuhe und Helme sowie Schutzkleidung für alle ein, die direkt mit dem heißen Metall zu tun hatten.

Vor allem wegen dieses Gesamtpakets hat dieses Verbot funktioniert. Eines Tages kam die Frau eines Kollegen zu mir, der über die Jahre bei Kloth zum Alkoholiker geworden war. Sie bedankte sich, dass wir das Verbot durchgesetzt hatten. Wir hätten ihr damit ihren Mann wiedergegeben, hatte sie mir gesagt.

Andere Demokratie

Bis 1978 war Kloth noch nicht mitbestimmt, aber wir haben auch in dieser Zeit das Betriebsverfassungsgesetz ernst genommen. Deswegen kamen wir in der Praxis mitbestimmten Betrieben doch recht nahe. Durch den Verkauf von KSM an die Luitpoldhütte Amberg aber lernten wir dann doch den Unterschied kennen. Denn ab da wurde alles für die Belegschaft und für uns erheblich leichter, etwas durchzusetzen. Wir hatten direkt mit den Chefs sowohl der Luitpoldhütte, als auch den der Salzgitter AG zu tun. Damit hatten wir nach den harten Jahren mit der privaten Unternehmensführung bei KSM jetzt in der mitbestimmten Zeit einen Unterschied wie Tag und Nacht erlebt. Denn die Zusammenarbeit zwischen Vorstand und Betriebsrat gestaltete sich in mitbestimmten Betrieben weitaus besser als im privat geführten Unternehmen. Dass ich dennoch die KSM-Erfahrungen der ersten harten Jahre nicht missen möchte, steht auf einem anderen Blatt.

Beides zusammen vermittelt mir heute im Rückblick, dass wir damals in meinen Augen eine andere Demokratie hatten. Mit den jeweiligen Firmenleitungen haben wir so lange diskutiert, bis wir uns einig waren, jedenfalls bis wir richtige, echte, also auch stabile und deswegen belastbare Mehrheiten hatten. Erst dann wurde gehandelt und verkündet. Es geht meiner Meinung nach nicht, angedachte Meinungen erst im Betrieb herum zu posaunen. Ich finde, man kann die Wege, die zu einem Ziel führen sollen, nicht vom Ziel abkoppeln. Unser Weg war deswegen immer erst, große Ziele in vielen kleinen Schritten vorzubereiten. Deswegen, so glaube ich, war unsere Arbeit auch erfolgreich.

Heute ist es anders, scheint mir. Da werden Ziele zuerst wie auf einem Markplatz verkündet, über Konsense oder Kompromisse wird später verhandelt. Das mag vielleicht demokratischer aussehen. Aber meinem Verständnis von Demokratie entsprach das weniger. Unsere Leute schätzten gute Vorbereitungen, nicht nur im Betriebsrat selber, sondern auch mit den betroffenen Abteilungen. Dafür hatten sie uns schließlich gewählt. Und dann sind wir in die Betriebe reingegangen und haben mit den Leuten geredet, für unsere Wege geworben und dabei natürlich auch weiter gelernt. Wir fanden das nicht nur richtig effektiv, sondern auch sehr demokratisch. Das war mein Weg, hart in meinen Augen, aber hilfreich.

Dabei war 1978, das Jahr des Übergangs bei Kloth, alles andere als ein stabiles oder leichtes Jahr. Es war sogar eine schwierige Zeit. Und genau in diese Zeit fiel mein Übergang zur Hauptberuflichkeit in der Industriegewerkschaft Metall und damit die Erfüllung der Vorhersage von Ete Seitz: Zuerst wurde ich in der IG Metall Hildesheim ehrenamtlicher Zweiter, dann 1987 hauptamtlicher Erster Bevollmächtigter.

Aber auch dieser Übergang fiel mir nicht schwer. Denn ich hatte für mich das Gefühl, in unserer Region die IG Metall verkörpert zu haben. Das lag vor allem auch daran, dass ich noch in meiner Aufgabe als Betriebsratsvorsitzender alle anderen Betriebsratsvorsitzenden in der Region gut bis sehr gut kannte. Allein etwa 40 Betriebsvereinbarungen habe ich ausgehandelt. Und bevor ich das bei

KSM gemacht habe, bin ich oft davor zu anderen Betrieben gegangen, um mich zu erkunden, wie die Probleme und Themen dort bearbeitet worden waren. Auf diese Weise lernte ich auch viele Chefs von diesen Firmen kennen - und schätzen. Es war immer mein Bestreben, den 12.000 Metallern in der Region Hildesheim zu helfen. Das alles zusammen war eine gute Vorbereitung für die Führung der regionalen IG Metall.

Hat er sich kaufen lassen?

Diese Vielfalt half auch, die Unterschiede zwischen den Betrieben kennenlernen zu können. Bosch, Fuba und KSM waren und sind sehr verschieden. Was etwa bei Kloth ging, ging woanders nicht. Diese Unterschiede zu verstehen und in der praktischen Arbeit zu berücksichtigen, das war aus meiner Sicht die Kunst gewerkschaftlichen Handelns. Manchmal wurde ich deswegen kritisiert, so als hätte ich mich kaufen lassen. Damit musste ich immer leben. Aber in Wahrheit war ich getrieben und beseelt von dem Wunsch nach sozialer Gerechtigkeit.

Die Zeiten aber haben sich geändert. Damals noch litt der Kollege bei Bosch mit dem bei Kloth und umgekehrt, wenn es jeweils Probleme gab. Und die gab es zuhauf. Aber es gab eben auch diesen Zusammenhalt in Hildesheim. Man wusste voneinander. Das ist heute weitgehend verschwunden. Wie es auch die kleinen Läden um die Ecke kaum noch gibt, in denen man so viel erfuhr, mit vielen reden, sich austauschen, ja auch tratschen konnte. Alles, was damals für meine Arbeit so wichtig war, ist heute anders geworden: die Mitarbeiter, und zwar alle, die Gerichte, die Arbeitsverwaltung, die Presse, die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen, das alles hat sich heute sehr verändert.

Über die Sorge um zahlreiche Arbeitsplätze in meiner IG Metall Verwaltungsstelle bin ich zu einem geworden, der interveniert. Der seine Netzwerke bei Stadt, Landkreis sowie in Bund und Ländern sowie in Politik und Verwaltung nutzt, um große Konzerne dazu zu bringen, neue Aufträge oder Stückzahlen nicht nach anderswo zu vergeben, sondern in Hildesheim zu belassen. So war ich in der Bosch-Zentrale in Stuttgart, um den Bosch-Leuten hier in Hildesheim zu helfen. Für derlei Interventionen gibt es viele Beispiele. Aber ich will damit überhaupt nicht den Eindruck erwecken, ich hielte mich für etwas Besonderes. Ich will damit nur darauf hinweisen, dass in meiner Zeit solche Vorstöße nicht nur passierten, sondern auch möglich waren. Ohne diese Arbeit neben der eigentlichen Arbeit in den Betrieben wäre meine ganze Tätigkeit als Bevollmächtigter praktisch nichts gewesen.

Für mich persönlich ergab sich aus diesem Verständnis zwar ein schwieriges, aber abwechslungsreiches Leben. Überstanden habe ich das nur, weil es in einem Umfeld geschah, das von großer Solidarität und einem deutlichen Wir-Gefühl geprägt war. Alleine wäre das alles ganz und gar nicht gegangen. Und noch ein Aspekt hatte seinerzeit große Bedeutung, den es heute praktisch auch nicht mehr gibt: Wir hatten in der Belegschaft bei Kloth als Gewerkschaft einen 100-prozentigen Organisationsgrad. Heute ist auch das Vergangenheit.

Speerspitze Hildesheim

Ein Beleg für die damals starke Stellung der IG Metall Hildesheim war der Umstand, dass die Tarifverhandlungen mit den Forderungen der Metaller häufiger hier in der Verwaltungsstelle ihren Startpunkt hatten. Sie wurden zuerst bei uns diskutiert. Wir waren Speerspitze bei den Tarifverhandlungen. Und eine alte Grundregel gewerkschaftlicher Arbeit traf ebenfalls hier auf uns zu: Je größer der Betrieb war, desto besser waren die Spielregeln. Klar, dass das als unbeabsichtigte Nebenfolge auch zu großen Unterschieden führte etwa zum Handwerk oder zu den Zulieferbetrieben, in denen zum Teil deutlich geringere gewerkschaftliche Organistionsgrade herrschten.

Auch bei Aktionen wie Warnstreiks, inner- oder außerbetrieblich organisiert, waren wir damals die Speerspitze. Praktisch alle Initiativen im Bereich der IG Metall Verwaltungsstelle Hildesheim nahmen ihren Ausgangspunkt hier in der Firma KSM.

Ein Beispiel für die Besonderheit Hildesheims anderen Städten gegenüber war und ist die Tatsache, dass unsere Stadt und Region aus industrieller Sicht international aufgestellt war und zum Glück noch immer ist. Deswegen wundert es auch nicht, dass wir die größten Sorgen mit Blaupunkt hatten, auch deswegen, weil Blaupunkt global aufgestellt war und Bosch Car Multimedia das noch heute ist.

Die Manager von Bosch und Blaupunkt am Standort Hildesheim kamen und gingen. Ich war im Aufsichtsrat von Blaupunkt, die jeweiligen Geschäftsführer von Blaupunkt waren das nicht. Wenn ich zu diesen Konferenzen bei Blaupunkt fuhr, hatte ich immer den Eindruck, mit sprichwörtlich schwerem Gerät anrücken zu müssen. Ganz anders etwa bei Fuba in Bad Salzdetfurth. Dort war quasi der Sonntagsanzug die richtige Wahl. Wenn der Eigentümer bei Verhandlungen mit am Tisch sitzt, spielt man eine andere Rolle, als wenn der Eigentümer in China sitzt wie jetzt bei KSM.

Unternehmenslenker aus der Ferne

Dieser Umstand, auch wenn er oft ausgeblendet wird, hat sich und wird sich zunehmend auf Betriebe und ihre Belegschaften auswirken. Wenn ich Kloth nehme: Aktuell sitzt der Eigentümer in China, der Geschäftsführer ist ein Spanier. Die offensichtliche Folge: Investitionsentscheidungen werden heute anders diskutiert und getroffen als zu meiner Zeit. Wäre das nicht eine ganz vornehme Aufgabe für unsere Gesellschaft und vor allem für unsere Politik und für die Gewerkschaften, wie unter solchen Bedingungen das nationale Betriebsverfassungsgesetz weiterentwickelt werden könnte? Ich denke, hier sind alle gefordert.

Als wir damals bei Kloth an die Luitpoldhütte in Bayern verkauft wurden, hatte sich die Welt für uns schon verändert. In Amberg herrschte eine andere Kultur als bei uns. Dort war es schon so wie bei der Salzgitter AG, damals ein Staatsbetrieb. Aber am Ende ging es immer um das Gleiche: Wenn die Betriebe ihre Waren nicht mehr verkaufen konnten, wurde es schlecht für alle, meistens besonders schlecht für die Mitarbeiter.

Aber auch die so genannten Heuschrecken mussten lernen, dass Betriebe gesund bleiben müssen. Das war unsere Erfahrung mit der Private-Equity-Gesellschaft Cognetas, nachdem die Kloth gekauft hatten. Sechs Jahre führte Cognetas unseren Betrieb und sorgten dafür, dass sich unsere Stellung am Weltmarkt jedenfalls nicht verschlechterte. Waren viele bei uns anfangs sehr skeptisch gegenüber dieser „Heuschrecke", legte sich das mit den Erfahrungen, dass auch Cognetas an einem gesunden Betrieb interessiert war. Am Ende hatte Cognetas einen gesunden Betrieb hinterlassen.

Ausblick

Wie wird sich die Industrie-Region Hildesheim weiter entwickeln? Mein Lehrmeister in der IG Metall hat mir ein Motto mit auf den Lebensweg gegeben, dem ich noch heute Folge leiste:

„Der eine wartet, bis die Welt sich wandelt, der andere packt mit an und handelt."

Und einem zweiten Grundsatzprinzip bin ich ebenfalls zeitlebens treu geblieben. Es stammt von meiner Oma, die mir sagte:

„Junge, du musst begreifen, dass alle Menschen nicht nur gleich sind, sondern auch gleich gut sind. Schaue also nie nach oben, und schaue aber auch nie nach unten."

Sämtliche Inhalte dieses Textes (Text, Bilder, Grafiken) sind urheberrechtlich geschützt. Soweit nicht anders gekennzeichnet, liegt das Urheberrecht bei Hans-Geog Meyer. Eine über das Lesen und Speichern hinausgehende Nutzung der Inhalte bedarf in jedem Fall einer vorherigen schriftlichen Zustimmung des Autors*der Autorin und der VHS Hildesheim.
© 2024, Dr. Hartmut Reichardt, Hans-Georg Meyer